

Ein verlorenes Paradies

Autor(en): **Amberg, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatkunde Wiggertal**

Band (Jahr): **12 (1951)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-718850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein verlorenes Paradies

Robert Amberg, Ettiswil.

Kein Moor der Zentralschweiz ist in den Kreisen der Naturfreunde so geschätzt, wie das Wauwilermoos. Was die neolithischen und mesolithischen Stationen, was die Pfahlbauten für den Urgeschichtsforscher, das war das, nun meliorierte Staatsmoos für den Vogel- und Pflanzenfreund. Wenn am Lenzesmorgen die kaum erwachten Seggenspitzen zwischen dotterblumenumsäumten Gräben mit Millionen von tauglänzenden Spinnfäden überhaucht waren, vom Walde Taubengirren und Kuckucksruf erschallte, wenn Dutzende von Kiebitzen gaukelten, die Himmelsziege meckerte und all das vom Liebesruf des grossen Brachvogels übertönt wurde — wie war's doch so schön. Und solche Freuden gab es jedes Jahr, an jedem schönen Frühlingstag. Hundert und aberhundert Male habe ich sie gekostet, die reinen Freuden, wie der Heimat Natur sie bot, und könnte ich's noch tausendmal erleben, böten sie mir immer wieder Neues. Wie unendlich viel gäbe es noch zu erforschen, was fleucht und kreucht, stirbt und keimt. Wenn man nach langer Forscherarbeit sieht, wie eigene, unvoreingenommene Beobachtung altübernommene Binsenweisheit über den Haufen wirft, möchte man sich glücklich fühlen. Am glücklichsten aber ist der Forscher, wenn er nach langer Lebensarbeit einsieht, wie armselig der Menscheng Geist ist, wenn er sich redlich gestehen muss, dass auch auf dem kleinsten Flecken Heimatboden unlösbare Rätsel und Zusammenhänge sind, vor denen er sich gläubig beugen muss — Unendlichkeit der Schöpfung. Auch nur eines Vogels Lebensäusserungen in freier Natur, vom Ei bis zum Tode, alle sicher zu bestimmen, wer will das? Von drei Vogelarten, als typischen Bewohnern des alten Seebeckens, möchte ich hier über meine jahrzehntelangen Beobachtungen berichten. Wehmut beschleicht mich, weil ich weiss, dass es die letzten ihrer Sippe sind und mein Bericht ein Nachruf ist.

Der grosse Brachvogel

Mein ausgesprochener Liebling, der grosse Brachvogel, wurde erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts nach der Trockenlegung des Seebeckens hier Brutvogel. Daher sein falscher Volksname «Rägepfiffer». Die Regenpfeifer sind Vertreter der nordischen Tiefebene, sind star- bis taubengross und haben keine Verwandtschaft mit unserm grossen Brachvogel. Dieser ist der schönste und stolzeste Vertreter seiner Sippe, er hat nur zwei Verwandte, der dünnschnäblige und der Regenbrachvogel, die uns höchst selten auf dem Zuge besuchen.

Wenn so um Mitte März abends im Föhrenwald die Drossel flötet, bei sinkender Nacht die Waldohreule über die schwarzen Aecker geistert, aus dem Nebeldunst vom Weidenstrunke das Totenhuhn seinen Geliebten ruft, dann ist seine Zeit gekommen. Hoch vom Südwesten her durchbricht die Stille der Frühlingsnacht sein heller Ruf «Tläüi». Morgens, wenn der Moosbauer seine Gräben putzt, geht's an ein Trillern unten im alten Seebecken, voll und klar: «Tläüi, güi, güi, güi...» Bald in der goldenen Morgensonne, die als roter Ball über dem Tannberg funkelt, bald drunten im fahlen Ried, klingt, alles übertönend, der laute, helle Ruf, läutet über die flimmernde Ebene, erstirbt als weiches Echo in der Stille des fernen Föhrenwaldes. Nicht nur sein glockenreiner Ruf, die schönste aller Sumpfvogelstimmen, auch sein stolzes Schreiten machen ihn zum anerkannten König des Moosgeflügels. Ja, er ist ein König, ob er mit vibrierenden Schwingen beim Minnesange gleitet, mit philosophischer Ruhe seine Lieben bewacht, mit Kraft seine Feinde verjagt oder mit gleichmässigen Schwingenschlägen hoch vorüberzieht. Zank und Raufereien unter sich oder mit andern Sumpfvögeln kennt er nicht. Gegen alles Raubgesindel ist er in der Brutzeit ein heldenmütiger Draufgänger. Gegen Mensch, Fuchs und Hund kennt er die unglaublichsten Verstellungskniffe.

Schon drei Wochen ist er da, der Liebling aller. Wenn vom Tannenwipfel die Amsel den jungen Tag einsingt, beginnt sein Minnespiel, sein Ruf verhallt, wenn tausendstimmiger Fröschenchor aus allen Gräben quakt. Jedes der vier Paare hat sein Revier, ohne einander zu belästigen — denn Raum für alle hat die Erde. Aber immer giftiger wird der erhabene Mooskönig gegen alles, was seine Eier und Jungen gefährdet, ob's nun fliege oder gehe. «Gi, gi, gigi» heisst Misstrauen, heiseres, kreischendes «Kräüi» heisst Mobilmachung, schon wuscheln seine alten Kampfgenossen, die Kiebitze, heran, bis das schnürende Raubwiesel im Loch verschwunden oder die Krähen-

sippe verwirrt das Weite sucht. In friedlichem Triller gleitet er wieder in sein Reich, denn dort, zwischen zwei mageren Seggenkufen, sitzt eine Brachvogelmutter. Nicht sieht sie der streunende Hund, denn vollständig streuefarbig ist ihr Leib, der lange, auffällige Bogenschnabel liegt wie ein verlorenes Rütlein zwischen den Stoppeln. Naht jedoch, was sich König der Schöpfung nennt, steht sie auf zwei-, dreihundert Gänge auf, pickt da und dort etwas herum und räkelt ihr Gefieder. Sieht sie jedoch ihre Eier in Gefahr, kann sie sich durch Pfeifen und Lahmstellen so bemerkbar machen, bis der Verfolger vom Nest gelockt ist. Ihre vier Eier sind die Hälfte grösser als Hühnereier. Das Nest ist keines, nur einige Riedrispen sind zur flachen Mulde festgedrückt. Die Eier haben Kreiselform, denn nur so drehen sie sich doch immer um den spitzen Pol und können nicht herauskollern. Gelb, braun, grün, mit dunkeln Schnörkeln, sind sie auch dem Eingeweihten auf zehn Schritte unsichtbar. Darum darf die Mutter ruhig weiden, Schöpferweisheit hat gesorgt.

Drei Wochen sitzt nun das Paar schon auf den Eiern, und noch keine Jungen. Nach einem alten Buche eines berühmten Gelehrten geht es drei Wochen bis zum Schlüpfen, hier geht es deren vier. Zartes Buchengrün und satte Dotterblumenwiesen künden den Wonnemonat vom sonnigen Santenberg. In allen vier Eiern raspelt's, bis es aus dem kleinen Löchlein piepst. Ein Schnäbelchen bohrt sich heraus, Gestrampel und Gesperze, bis die Schale bricht. Noch schwer liegt der Tau im Ried, das allmählich Mutter und Nest überdachte. Die Maisonne bringt's in zwei Stunden fertig, die jungen Kerle zu trocknen, und schon stolpern und purzeln sie hinaus ins verschwiegene Ried. Beim Taufall ist eines da, das andere dort, aber alle vier umsorgt vom Elternpaar. Schon nach zwei Tagen wissen sie, wie man sich beim Warnruf tot stellt und als grauer Klumpen übersehen wird. Nahrungssorgen gibt es keine, es wimmelt von Gewürm im Morast, im Gräsermeer von fetten Spinnen. Der länger werdende Schnabel mit den feinen Tastern lässt sich immer besser gebrauchen zum Bohren im Schlamm. Schon im Juni führen sie die Eltern auf die Stoppelwiesen und Aecker, bald prüfen sie ihre Schwingen in immer weiter führenden Probeflügen, und nach einer kurzen Julinacht sind sie verschwunden. Wohin? — Zeitraubende Versuche durch jahrelanges Beringen führten zu keinem Schluss. Ich vermute jedoch, dass die ganze Gesellschaft sich irgendwo sammelt und herumbummelt und im Herbst gesamthaft fortzieht.

Der Kiebitz

Beim Föhrenwäldchen hält ein Autocar. Damen in Spangenschuhen und Regenmänteln, Herren in Stiefeln oder Halbschuhen entsteigen ihm. Gelehrte von Ruf und solche, die es sein möchten, schütteln dem Wächter der Reservation die Hand, er soll ihnen deren Seltenheiten zeigen.

Nach hundert Schritten schon kommt ein taubengrosser Vogel angegaukelt, wirft sich links und dreht sich rechts, überschlägt sich in der klaren Morgensonne und schreit anhaltend seinen Namen: «Kie-bitt, Kie-bitt». Plötzlich lässt er sich auf ein schwarzes Aeckerlein fallen, rennt eine Strecke, hebt und senkt seine lange, spitze Haube. «Aah» und «äh, weeli Faarbe», entströmt es dem Mündchen einer Rheinstadtschönen. Und wirklich, sie kann sich trotz Schnabel- und Nagelmalerei mit der Farbenpracht des Kiebitzes nicht messen. Von den roten Ständern bis zur grünschillernden Haube sind wirklich alle Farben vertreten. Grau sind Wangen und Hals, die tiefschwarze Brust scharf getrennt vom weissen Bauch, rostrot die Unterschwanzdecke, weiss der Schwanz mit schwarzer Endbinde, die ganze Oberseite schillert in allen Metallfarben. Erst draussen, am Rande des Reservates, kommen die Feldstecher gar nicht mehr von den Augen, denn über dem monotonen, scheinbar toten Ried gaukeln, purzeln, schreien und tänzeln Dutzende von Kiebitzpaaren. Dort, wo es im Herbst Flüche gibt beim Streuemähen, wo die harten, schwarzen Ruten Scharten in die Sense reissen, zwischen diesen Stoppeln und steinharten «Knörzen» des Pulverholzes ist ihre Kinderstube. Eine Mulde, wie ein Suppenlöffel, wird mit der Brust ausgedreht, einige Riedrispen darauf, fertig ist's für die vier Eier. Die Schalen sind etwas dunkler gefärbt als beim Brachvogelei, vom hier auch dunklern Boden kaum zu unterscheiden. Brutzeit, Schlüpfen und Benehmen der Jungen sind ähnlich wie beim Brachvogel, zur gleichen Zeit ziehen sie auch fort. Die gewaltigen Scharen, die jeweils im Spätherbst im Moos Zugsrast halten, sind wahrscheinlich durchziehende Nordländer, wo sie auf den Marschen und Aeckern massenhaft brüten.

Eine ganz besondere Eigenheit darf ich nicht unerwähnt lassen. Sobald das Paaren beginnt, werden drei, vier bis fünf Nestmulden ausgedreht. Jahrelang habe ich diesen oft recht komischen Gebärden mit Freuden zugeschaut. Ich hielt dies für übertriebene Paarungslust und bezeichnete die nicht belegten Mulden als Spielnester. Als ich am 5. Mai 1936 bei einer anormalen Wassergrösse feststellen konnte, dass ein vom Wasser gefährdetes Gelege acht Meter aufs Trockene in ein Notnest gezügelt wurde, strich ich den Namen Spielnest aus dem Wörterbuch. Ich stand mit dem Hut in der Hand vor dem grössten Naturwunder meines Lebens. Ohne damit eine neue These

aufstellen zu wollen, glaube ich, darin eine Spur zu finden, warum mehrere Nestmulden ausgedreht wurden. Da der Kiebitz Sumpfvogel ist, vermute ich hinter diesem scheinbar nutzlosen Getändel einen geschaffenen Arterhaltungstrieb, der hier vielleicht unter tausend Malen wieder einmal zur Auswirkung kam.

Die Becassine

Eine Welt für sich ist's unter den Seggen, den sogenannten «Lischen». Sie wachsen nur, wo es recht nass ist. Im Morast und im Wasser bilden sie starke, festverwurzelte Stöcke, in der Schriftsprache Seggenkufen. Neben dem Schilfrohr tragen sie am meisten bei zur Verlandung der Sümpfe und Seen. Ihre scharfkantigen Rippen bilden im Hochsommer ein fast mannshohes, geschlossenes Gräsermeer, Gräben und Tümpel überdachend. Nur safrangelbe Schwertlilien und Schilfspitzen ragen hinauf zum Licht.

Darunter, in einem Labyrinth von nassen Plätzchen und verworrenen Gängen, hat der kleine Langschnabel mit Kind und Kegel sein ureigenes Reich. Es meidet der streunende Reineke das scharfkantige, nasse Gewirr, es gruselt dem König der Schöpfung vor stechenden Mücken und nassen Füßen, auch dem tiefstreichenden Raubvogel ist man hier unten unsichtbar, wenn man Sumpfschnepfe oder, gelehrter, Becassine heisst.

In linder Märznacht kommen sie mit den Kiebitzen und Brachvögeln. «Aetsch» schiessen sie in schnellem Zickzack blitzschnell vor den Füßen heraus; da eine, dort zwei, hinten eine. Braungrau, wie die Seggenkufen, braunrot wie der Morast ist ihr Kleid, deshalb sind sie auch dem geübten Auge am Boden unsichtbar. Nicht viel grösser als beim Star ist der Leib, die sehr langen, sichelförmigen Flügel lassen ihn nur grösser erscheinen. Der gerade, dünne Schnabel hat doppelte Kopflänge und ist an der Spitze mit feinen Tastorganen ausgestattet. Die kleinen Augen sind weit hinten, es fehlt also nichts zum Bohren in Schlamm und Wasser.

Dem stillen Drückeberger wird's anders zumute, wenn vom Aprilregen die ersten Seggen sprossen. Vorerst nur morgens und abends, später auch viel unter tags, wird er lebendiger. Hoch zum blauen Aether schwingt sich unsere kleine Schnepfe, dem Frühling und der jungen Liebe zu huldigen. Wenn sie so als kleines Etwas im Blauen herumschiesst, nimmt sie plötzlich ihre sichelartigen Schwingen zusammen und stürzt ein Stück weit jäh hinunter; so treibt sie ihr Minnespiel oft einige Minuten. Weil sie bei den Abstürzen meckert, gab ihr der Volksmund den Namen «Himmelsziege». Den Gelehrten bietet sie mit ihrer Balzerei willkommenen Stoff zum Streiten. Recht

haben sie nur darin, dass die Laute nicht aus dem Schnabel kommen. Sie werden den vom Luftzug vibrierenden Schwingen zugeschrieben. Ebenso darf nur das Männchen meckern und nur das Weibchen am Boden ihrem Geliebten schüchtern mit «tücke, tücke» antworten. In unserem Moos haben wir aber Gügghühner oder Universalschnepfen. Zu dutzend Malen habe ich einwandfrei gesehen und gehört, dass vom gleichen Vogel in der Luft beide Laute ausgestossen werden können, aber am Boden nur das «tücke, tücke». Das Meckern hört man aus grosser Höhe erst nach dem Sturz, wenn dieser kurz ist, weil eben der Blick schneller ist als der Schall. Bei scharfem Beobachten sah ich, dass die beiden äussersten Schwanzfedern beim Abstürzen sehr stark gespreizt werden und vibrieren. Die Schwingen werden stark an den Leib gezogen. Ob der Ton nun mit Schwinge und Schwanzfeder oder letzterer allein erzeugt wird, ist schwer sicher zu bestimmen.

Die Balz darf schon lang dauern, denn so eine Schnepfenkinderstube ist bald möbliert. Auf einer Seggenkufe, in eine natürliche Vertiefung einige vorjährige Rispen zurechtdrücken, und das Nest ist fertig. Nun wird's wärmer, die Seggen wachsen wie in einem Treibhaus, und über der brütenden Schnepfe wölbt sich bald ein Dach. Wenn die 28 Tage Brutzeit vorüber sind, ist das Gewölbe schon fusshoch. Stiller wird's nun im Schnepfenreich. Vorbei ist die Balz, statt die Flügel braucht man mehr die Beine mit den langen Zehen, die geschaffen sind, um nicht zu tief zu sinken im Schlamm. Nahrungssorgen gibt es hier unten nicht, es kribbelt und krabbelt von allerlei Leckerbissen. In vier Wochen, wenn bodenfarbige, zierliche Schnepflein den Schalen entschlüpfen, finden Junge und Alte reichen Tisch. Mit Gefahren ist man vertraut, wenn's da unten im Schattenreich noch welche gibt. Beim Warnruf des Brachvogels zetert auch schon der Rohrsänger mit zürnender Haube auf dem schwankenden Schilfhalm und der Rohrspatzenvater schimpft als guter Nachbar im Weidenbusch, denn seine Gemahlin hegt fünf kleine Kinder unter dem überhängenden Grabenbord. Zu fürchten sind nur Wiesel und Iltis. Doch wenn nachts die ewig plärrende Froschnachbarschaft verstummend unterplumpst und das Drücken nicht mehr ratsam ist, heisst es Ablenkung schaffen durch Lahmstellen, bis der flinke Schleicher verschwunden ist.

So geht es bis zu Sommers Neige, wo die Sense blitzt und das schützende Dach zur Mahd legt. Die Jungen sind so flink wie die Alten, und da kommen noch ungezählte andere dazu. Das Moos ist altbekannter Sammelplatz. Aus allen Gräben und Tümpeln sausen sie vor den Füßen heraus mit «Aetsch, äätsch». «Den Schnepf im Zickzackzuge treff' ich mit Sicherheit», heisst's im alten Jäger-

lied. Um Allerseelen ziehen sie unbemerkt fort, dorthin, wo kein Eis die Bäche säumt und nicht hoher Schnee den Morast deckt.

Bleierne Nebel decken das Moos, Raben krächzen im Föhrenwald, sonst ist's still drunten. Wenn einmal wieder kommt, was flötet, gaukelt und meckert, finden sie eine andere Welt. Der vielgelobte Moloch Kultur hat sich ihrer angestammten Heimat bemächtigt. Noch einmal tönt ihr Minnesang über surrenden Traktoren, sie suchen noch einmal ihre vertrauten, alten Plätzchen — verstossen ziehen sie nach und nach fort — heimatlos.

Wohl bietet nun das Moos dem Magen reichlich Kartoffeln, für den Naturfreund ist es aber ein verlorenes Paradies.